



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Literarische Streifzüge. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wäre Preußen in den Reihen der fünf Großmächte wieder zur Gleichberechtigung gelangt. Wenn man von allen Seiten hört, wir seien heruntergestiegen von der früheren Höhe, so liegt offenbar der Grund hauptsächlich in unserer Heeres-Einrichtung; darin, daß man dem Lande keine neue Opfer hat auferlegen wollen. Diese Opfer sind bedeutend, aber — da ein Krieg in unsern Tagen unmöglich von langer Dauer sein kann — nicht unerschwinglich, und wer das Wiederaufleben Preußens, wer die Wiedergewinnung jener Achtung gebietenden Stellung wünscht, die es unter Friedrich dem Großen einnahm, der wird auch die dahin führenden Mittel wollen müssen. Diese Mittel würden sich beschaffen lassen ohne daß das preußische Volk größere pekuniäre Opfer brächte, als sie die Väter seit Friedrich Wilhelm dem Ersten gebracht haben: sie würden auf jeden Kopf der Bevölkerung zwei Thaler oder im Ganzen sechsunddreißig Millionen Thaler betragen (? d. Red.). Bringen nicht sämtliche Nachbarstaaten für ihre Selbstständigkeit und ihre Stellung unter den Völkern der Erde thatsächlich ungleich größere Opfer? v. G.

## Literarische Streifzüge.

### 2.

Unbewusste Reproduktionen früherer Dichtungen, die in dem geistigen Leben einer Nation eine durchgreifende Epoche bilden, kommen zu allen Zeiten vor; unsere Zeit zeichnet sich durch die große Zahl bewusster Reproduktionen aus. Man beginnt mit der ästhetischen und philosophischen Kritik älterer Dichtungen, diese Kritik verwebt man zu einer Art System, und aus diesem System heraus zimmert man sich den Plan zu einem neuen Gedicht, das wenigstens der Intention nach das frühere übertreffen soll. Ein solches Vorhaben gesteht Ferdinand Stolte, der Verfasser eines neuen Faust (Leipzig, Veit) in der Vorrede ein, und nimmt für diesen Versuch wenigstens das Recht subjectiver Nothwendigkeit in Anspruch: die Gedanken, die er sich über den Goethe'schen Faust gemacht, seien so umfassend, ihm so interessant und so mächtig über ihn geworden, daß sie ihn gleichsam gezwungen hätten, dieses Gedicht zu schreiben. Indem wir diesem Zeugniß vollen Glauben schenken und annehmen, daß er seinerseits aus der subjectiven Nothwendigkeit nicht



ohne Weiteres die objective folgern wird, erfüllen wir noch einen zweiten Wunsch, den er gleichfalls in der Vorrede ausspricht, den Wunsch nämlich, daß man über den Plan seines Werks nicht eher urtheilen möge, bevor das Ganze vorliege. Der gegenwärtige ziemlich voluminöse Band enthält nur den ersten Theil. Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß Goethes Plan, den Faust zu erlösen, in der Intention ein Fortschritt gegen die alte Sage, daß er aber in der Ausführung mißlungen sei, und daß namentlich die Schlußscene nicht bloß dem Zusammenhang des Stücks, sondern auch dem gesunden menschlichen Gefühl widerspreche. In dieser Ansicht geben wir ihm vollkommen Recht. Wenn Schiller, fährt er fort, das Thema behandelt hätte, so wäre daraus wahrscheinlich ein Stück geworden, das alle Ansprüche befriedigt hätte; da das aber nicht geschehn, so habe er sich selbst, wenn auch mit schwächeren Kräften, an den Versuch gewagt, den Faust, in dem er den Repräsentanten der Menschheit sieht, auf naturgemäße Weise mit dialektischer Nothwendigkeit zu erlösen. Da wir den Weg, auf dem er zu diesem Resultat kommen will, noch nicht übersehen, so enthalten wir uns jeden Urtheils über das, was er geleistet hat, und beschränken uns darauf, die Aufgabe im Allgemeinen zu beleuchten.

Von den Nachtheilen einer geistigen Reproduction überhaupt zu reden, ist kaum nöthig, sie liegen auf der Hand. Jedes wahrhaft dichterische Geschöpf ist organisch aus dem Innern seines Schöpfers hervorgegangen; was ein anderer zur Ergänzung zu machen unternimmt, ist eitel Leim und Holz. Damit ist aber nicht gesagt, daß bei solchen Versuchen nicht sehr Interessantes herauskommen sollte. Hätte Goethe, wie er gewollt, den Demetrius vollendet, so wäre daraus gewiß kein organisches Kunstwerk hervorgegangen, aber doch ein Werk, das der Nation als Symbol einer echten Dichterfreundschaft hätte werth sein, und für jeden angehenden Dichter eine viel bedeutendere Studie werden müssen als alle Regeln der Kunstphilosophie.

Ernsthafter müssen wir einer zweiten Behauptung begegnen, daß Faust ein Repräsentant der Menschheit sein solle. Es gibt keinen individuellen Vertreter der Menschheit, die Menschheit explicirt sich nur in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen, zunächst in ihren Heroen, dann aber in der ganzen Masse aller Wesen, die je gelebt haben. Alexander und Sokrates in einer Person sein zu wollen, ist eben so verdreht, als wenn man zugleich Mann und Frau sein wollte. Ernsthaft hat diesen Gedanken, die Menschheit auf Einen zu reduciren, nur der Kaiser Caligula gehegt, welcher der Menschheit einen einzigen Hals wünschte, um ihn abzuschlagen.

Dieser Gedanke zeichnet sich nicht durch seine Neuheit aus, aber er muß immer wiederholt werden, weil man immer wieder auf jene absurde Behauptung zurückkommt. Goethe freilich läßt seinen Faust, den leidenschaftlichen



Grübler, der von den Freuden des Lebens noch nichts gekostet hat, in einem Augenblick rasender Leidenschaft ausrufen, er wolle alles Leid und alle Freude genießen, die der ganzen Menschheit zugetheilt seien. Aber Mephistopheles entgegnet ihm darauf ganz richtig, dieses Ganze sei nur für einen Gott gemacht. Der Mensch ist ein Kind der Stunden, sein Wesen ist die Endlichkeit und er ist nichts, als insofern er endlich etwas ist. Wollte man auch seine Existenz über Jahrtausende ausdehnen, wie es seit der Ermahnung von Gerwinus mit dem ewigen Juden zu geschehen pflegt, der leider auch in diesem Faust wieder spuckt, so hätte man damit nichts gewonnen, als einen Zuschauer endloser Begebenheiten, der in sich selbst keinen Inhalt und keine Geschichte hätte; denn die Geschichte ist begrenzt durch das Maaß der Beziehungen, welche die Menschenkraft umspannt. Man male sich das Schicksal der Patriarchen nach den Zahlangaben der Bibel aus, und versetze sich in die Seele eines Methusalem, der sich sagen mußte, bereits von dreißig Generationen vergessen zu sein und nur noch wie der Schatten eines Schattens ohne Beziehungen auf der Erde zu vegetiren. Was diese Art von Unsterblichkeit sagen will, hat Swift in dem gräßlichen Bilde ausgemalt, das er seinem Gulliver vorführt.

Der Dichter zeige uns endliche Wesen, die deshalb nicht weniger stark empfinden, weil sie endlich d. h. bestimmt empfinden. Ein solches Wesen ist der ursprüngliche Goethesche Faust. Auch der Drang ins Unendliche ist eine sehr endliche, dem bestimmten Moment angehörige Empfindung. Es ist der Drang der Jugend, die absolut bestimmbar noch keine Bestimmung in sich selbst findet, und darum vorläufig ihre ganze Kraft in Sehnsucht ausgibt. Der so dachte und empfand, als der Anfang des Faust geschrieben wurde, war der Dichter selbst, der Dichter des Werther, der Dichter des Prometheus; und auch so gab er nur ein Stück seines Wesens, denn er war auch Mephistopheles mit dem vollen Bewußtsein der Grenze. Der bloße Faust wäre nicht der Goethe geworden, zu dem wir noch heute ausblicken, wol aber Faust, der auch Mephistopheles war. Marie Seebach hat den genialen Einfall gehabt, Gretchen und den bösen Geist in einer Person zu sprechen; das ist vollkommen richtig, und fast ebenso richtig wäre es, die Dialoge zwischen Faust und Mephistopheles in einen unausgefüllten Monolog zu verwandeln. Doch wollten wir keinem Schauspieler rathen, den Versuch zu machen.

Aus jener Fauststimmung war Goethe bereits im Jahre 1777, d. h. 13 Jahre bevor das erste Faustfragment gedruckt wurde, vollständig befreit, so befreit, daß ihn die Fauststimmung bei jedem andern unerträglich vorkam. Er hatte gelernt, daß um ins Unendliche zu schreiten, man sich des Endlichen nach allen Seiten bemächtigen müsse; er trieb eifrig seine Naturstudien, mit unbefangener Freude an jedem, auch dem kleinsten Resultat; er schrieb den Triumph der



Empfindsamkeit, und als in Plessing ein neuer „Faust“ sich an ihn drängte, versuchte er zuerst mittheilend ihn zu belehren, als dieser aber seine eignen ehemaligen Gedanken gegen ihn kehrte, wurde sein Herz kalt gegen ihn und verschloß sich ihm. Das war 1777; was für ein Verhältniß hatte nun gar 1808 oder 1831 der alte Dichter zu den Träumen seiner Jugend! Sie waren Schattenbilder, die er im losen Spiel an sich vorüberschweben ließ, über die er auch wol flug wie immer reflectirte, aber Leben fanden sie nicht mehr unter seiner Hand. Die modernen Scholiasten haben freilich nachgewiesen, der ganze Faust sei ein einheitliches Kunstwerk; aber was hätten die nicht schon nachgewiesen! —

Nach diesem Exkurs schnell einige flüchtige Bemerkungen über neuere Dichtungen. — *Bellona Orientalis*. Zwölf politische Hymnen, nebst einer Schlußhymne *Bellona Occidentalis*. Von F. K. Mayer (Braunschweig, Vieweg). — Die Meinung ist gut, aber der Stil — und selbst der ganz neue Rhythmus, für den wir in der ganzen Literatur keine Analogie entdecken — mehr anspruchs- als inhaltsvoll. — Viel anmuthiger sind die kleinen, bescheidenen Lieder von C. Cerri: „Inneres Leben“ (Wien, Gerold). In dieser Gattung wird noch immer viel Schönes bei uns geleistet. — Sehr gelungen ist die Uebersetzung von Miltons *L'Allegro* von J. Penseroso (Gotha, Stolberg). — Ein wunderlicher aber nicht unpoetischer Einfall ist: *Les folles images, caricatures* (Paris, Houin). Der Dichter, im Schmerz, daß die höhere Poesie keinen Anklang findet, besingt mit ironischem Lob den Materialismus; einige Wendungen sind recht ergötzlich.

Da in den neuen Romanen das Motiv mehrfach von der Revolution genommen wird, möge hier gelegentlich als eine für das größere Publicum recht zweckmäßige Skizze das Buch des Oberlehrers Stacke in Mitzeln: „Die französische Revolution und das Kaiserthum Napoleons des Ersten, geschichtliche Uebersicht der Zeit von 1789 bis 1815“ (Oldenburg, Stalling) empfohlen sein. — Eine höchst eigenthümliche Auffassung des alten Napoleon ist dagegen in Max Rings „Geschichtliches Lebensbild“: „der Sohn Napoleons“ (2 Bd., Berlin, Vogel), welches von dem Herzog von Reichstadt nur zu einem Viertel handelt. Napoleon der Erste erscheint als gemüthlicher, gefühlvoller, edler Mensch, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Thränen vergießt, und in jedem Pfandschen Rührstück eine herrliche Rolle spielen könnte. Das Publicum scheint dieser Auffassung Beifall geschenkt zu haben, der Roman erscheint schon in zweiter Auflage. — Eine Novelle von Albert Träger: „Uebergänge“ (Leipzig, Winter), schildert die Versuche eines hoffnungsvollen jungen Dichters, sich als anständiger Mann zu betragen, was ihm freilich nur sehr unvollständig gelingt. Man sieht aus diesen und ähnlichen (übrigens durchaus gutgemeinten) Versuchen, daß die Ermahnungen der Moralisten noch immer nicht



unzeitgemäß sind. — Zwei neue Novellen des fruchtbarsten aller Romanschreiber, August Schrader, „die Stiefmutter“ und „Des Lebens Leid und Lust“ (Leipzig, Luppe), seien hier wenigstens erwähnt: trotz seiner Schnelligkeit im Produciren schreibt der Verfasser fast immer lesbar. — Mit größerer Freude begrüßen wir die Uebersetzung einer norwegischen Dorfgeschichte: „Synnöve Solbekken“, von Björnstjerne Björnson (Hamburg, Niemeyer), ein recht aus dem innersten Leben des Volks herausgegriffenes, in kräftigen Farben ausgeführtes Bild, das auch für uns Deutsche von großem Interesse sein muß. Wie der Uebersetzer (Otto Lübbert) im Vorwort berichtet, ist der Verfasser noch ein junger Mann, auf den also große Hoffnungen zu setzen sind. — Die amerikanische Literatur ist in diesem Augenblick überreich an Novellen, welche in der Art der Mystereien von Paris die geselligen Zustände aufdecken, die durch die Entdeckung der Goldlande und das dort zusammenströmende Gesindel um ein Erhebliches vermehrt sind. Einigermassen in diese Gattung schlägt der Roman von Otto Nuppius: „Der Pedlar“ und dessen Fortsetzung „das Vermächtniß des Pedlars“; doch ist in den wüsten Geschichten einiges Maß gehalten, und die Erzählung ist spannend genug. — Mit vieler Befriedigung haben wir die unter dem Titel Nondum! gesammelten Erzählungen von Franz Ziegler gelesen (Berlin, David): eine tüchtige, männliche Gesinnung, kräftige Feder, viel gesunder Verstand, den freilich zuweilen der Verfasser zu sehr in allgemeinen Bemerkungen ausgibt, statt sie für den bestimmten Fall concret auszuführen. Der Verfasser rechnet sich zur „Demokratie“, was aber jetzt, abgesehen von einzelnen persönlichen Reminiscenzen, soviel heißt als Liberalismus. Die erste Erzählung „der Bürgerwall“ ist die beste; die dritte „Saat und Ernte“, in den Farben ihr ebenbürtig, hat doch in Bezug auf die menschliche Auffassung einige bedenkliche Seiten.

Vom Roman wenden wir uns zu einem verwandten Gebiet, dem musikalischen Feuilleton. Bekanntlich erfreut sich dieser Zweig der Literatur gegenwärtig nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich einer großen Popularität, und es haben sich namhafte Talente daran betheiligt. Die musikalische Kritik in wissenschaftlicher Form ist eine sehr bedenkliche Sache, weil der Kritiker nur selten auf allgemein anerkannte Gesetze zurückgehen kann; man ersetzt daher gern die Kritik durch poetische Darstellung der Empfindungen, welche ein Kunstwerk zunächst in der Seele des Beurtheilers und dann voraussichtlich im ganzen Publicum erregt. Es ist gegen diese Form an sich nichts einzuwenden, sobald die Beschreibung nur richtig ist, d. h. sobald sie wirklich die Stimmung wiedergibt, die in jeder richtig organisirten Natur die Musik hervorbringen muß. Freilich ist das Feuilleton nur zu geneigt, darüber hinauszuweisen und durch poetisches Beiwerk, durch Einfälle, die an sich ganz artig sind, aber nicht wesentlich zur Sache gehören, die objective Beschreibung zu



ersehen. Noch liess möchte wol der Erfinder dieser Literatur sein; in Aufnahme brachte sie aber erst Hoffmann, der in Frankreich ebenso viel Nachahmer fand als in Deutschland. Wenn Hoffmann in die Musikstücke, die er besprach, zuweilen Dinge hineinlegte, an die der Componist nicht im entferntesten gedacht haben konnte, so fühlte man darin noch immer den gebildeten Musiker heraus; seine Manier wurde ihm aber auch von solchen abgelernt, die nicht das geringste Recht hatten, über Musik mitzureden. Ein glänzendes Beispiel dieser Virtuosität ist Heine. Auch Niehl begann als Feuilletonist, und ganz hat er die Spuren dieser früheren Schreibart auch in seinen neuesten Schriften nicht verwischt. Doch zeigt die zweite Folge seiner musikalischen Charakterköpfe nicht bloß gegen die Aufsätze in der „Gegenwart,“ sondern auch gegen den ersten Band jenes Werks einen sehr merklichen Fortschritt. Es ist noch die alte etwas übersprudelnde Form; was aber das Urtheil betrifft, so finden wir fast gar keine Paradoxie darin; im Gegentheil haben wir uns darüber gefreut, daß trotz der heftigen Parteikämpfe in der musikalischen Welt in der Hauptsache doch die allgemeine Meinung fest gegründet ist. Wenigstens gilt das von der Musik der Vergangenheit; was die Zukunft betrifft, so irren wir freilich noch in einer sehr unbestimmten Dämmerung umher. — Niehls Buch zerfällt in zwei Abschnitte: die Geschichte der sogenannten romantischen Oper, etwa von 1815—35, und zerstreute Bemerkungen über die Claviercompositionen von Clementi, Weber, Haydn und Sebastian Bach. Dem zweiten Theil, obgleich er weniger ein Ganzes ausmacht, möchten wir den Vorzug geben; es sind außerordentlich feine Bemerkungen darin, und der Freund der Musik, der nicht gerade eigentlicher Musiker ist, wird mit ebenso viel Nutzen als Vergnügen in diesen kleinen Stücken sein eignes Urtheil besser ausgedrückt, erweitert und berichtigt finden. Was den Stoff betrifft, so erregt zwar der erste Theil größeres Interesse. Die Geschichte der Oper in jener Periode ist für die Entwicklung der geistigen Interessen fast wichtiger als die Geschichte des Schauspiels, nicht bloß weil viel bedeutendere Kräfte daran arbeiteten, sondern auch weil die allgemeine Stimmung sich mehr damit beschäftigte. Den Grund dieses eigenthümlichen Umstandes aufzusuchen, bleibt einem spätern Geschichtschreiber vorbehalten; Niehl hat sich begnügt, die einzelnen Componisten der drei Nationen zu charakterisiren und zwischen dem, was die öffentliche Aufmerksamkeit in andern Beziehungen beschäftigte, eine mehr äußerliche Parallele zu ziehen. Doch hat er das sehr geschickt gemacht und es ist ein anziehendes Bild daraus hervorgegangen. Manches schuldet er dem bekannten Buch von Richard Wagner, welches neben den seltsamsten Anforderungen an das, was die Kunst noch zu leisten habe, äußerst schätzbare Bemerkungen über das enthält, was sie bereits geleistet. — Ein anderer Kritiker, Louis Ehler, „Briefe über Musik an eine Freundin“ (Berlin, Guttentag), wirft sich mit größ-



ferer Kühnheit in das bedenkliche Thema der Zukunftsmusik, er geht von dem sehr anerkennenswerthen Bestreben aus, die Gegensätze so weit als möglich zu versöhnen, sie zunächst über das zu verständigen, was sie eigentlich wollen, die unreinen Elemente auszuscheiden und auf den bleibenden Gewinn hinzuweisen, den man auch der neuen Richtung verdankt; man nimmt überall wahr, daß die Urtheile das Resultat sehr ernster Studien und einer umfassenden musikalischen Empfänglichkeit sind. Leider hat der Verfasser den guten Eindruck seines Buchs durch das poetische Beiwerk verkümmert, das hart an die Grenze des guten Geschmacks stößt und nicht selten darüber hinausgeht. Ein dritter Kritiker, Wolf v. Ehrenstein, bespricht „die Kirchenmusik im Verhältniß zum gegenwärtigen Hörer“ und tadelt die Anwendung künstlicher Formen beim Gottesdienst, der doch gerade dazu bestimmt sei, die Masse des gebildeten und ungebildeten Publicums zu gleicher Andacht zu vereinen. Wir können diesem Tadel nicht beipflichten. Von dem Wort, das in der Kirche gesprochen wird, verlangen wir allerdings, daß es jedermann verständlich sei, weil es sonst keine Wirkung thun würde; anders ist es mit der Musik, die nur eine Stimmung und zwar wo möglich die Ahnung eines höhern Lebens hervorrufen soll. Durch welche Mittel sie das bewerkstelligt, ist vollkommen gleichgültig, und am allergeleichgültigsten ist, ob das Publikum sich über diese Mittel Rechenschaft zu geben versteht. Eine andere Frage freilich, die wir nur aufwerfen, aber nicht beantworten wollen, ist die, ob es nicht möglich wäre, diese Musik organisch in den protestantischen Cultus zu verweben. Denn bis jetzt wird sie allerdings nur äußerlich angefügt und mehr wie ein Concert betrachtet, in dem man sich vom eigentlichen Gottesdienst erholt. Versuche hat man in dieser Beziehung schon seit Herders Zeit gemacht, geleistet ist aber noch sehr wenig; hauptsächlich, wie wir glauben, deshalb, weil man noch immer im Stillen von dem Vorurtheil ausgeht, der Cultus müsse die Seele nicht erweitern, sondern einengen.

In dem zunächst liegenden Gebiet der bildenden Kunst haben wir einige Broschüren zu bezeichnen. Adolf Helfferich („deutsche Kunstbriefe,“ Berlin, Springer) weist die Schädlichkeit der Kunst-Etichworte nach. Nachdem in dem Kunsturtheil die Begriffe Idealismus und Realismus, die doch nur einen relativen Gegensatz bilden, lange Zeit eine ungebührliche Rolle gespielt, tritt jetzt statt dessen das Etichwort der „nationalen“ Kunst ein. Helfferich weist ganz richtig nach, daß die Nachwelt zwar in ihrem Urtheil über frühere Leistungen vom culturhistorischen Gesichtspunkt ausgehen darf; daß es aber alle Kunst zerstören hieße, wenn der Künstler selbst statt neu zu schaffen diesen Gesichtspunkt anticipiren wollte. — In praktischer Beziehung spricht er den Wunsch aus, daß der Schwerpunkt des Unterrichts in die Werkstatt verlegt würde und die Schule weiter nichts als eine Ergänzung und Erweiterung der Werkstatt



bildete. — Demselben Wunsch schließt sich Hermann Grimm an („die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staat,“ Berlin, Herz). Die eigentliche Kunst kann nicht gelernt werden, wohl aber das Handwerk, darum hat Schule und Akademie sich hauptsächlich ans Technische zu halten; sie soll die Hand bilden, das Innere dagegen und Tiefere der Kunst der Individualität des Künstlers überlassen.

J. C.

### Von der preussischen Grenze.

Mit tiefer Beschämung müssen wir Deutsche auf die Entwicklung der italienischen Angelegenheiten blicken. Vor noch nicht langer Zeit hätte in jedem unserer politischen Kirchspiele jeder Küster aus Principien der höheren Staatsweisheit bewiesen, daß die Italiener zum politischen Leben unfähig seien. Vom Professor bis herunter zum Barbier gab es in Deutschland über diesen Punkt nur eine Meinung — was viel sagt, da die Zahl solcher Punkte ziemlich gering ist. Und jetzt — wer nicht gewaltsam seine Augen vor der Wirklichkeit verschließt, muß zugestehen, daß wenn es irgend ein Volk in Europa giebt, würdig sich die Freiheit zu erringen, es die Italiener sind, wenigstens derjenige Theil, der bisher in Action gekommen ist. Eine solche Einigung von Maaß und Entschlossenheit, von Freiheitsliebe und Subordination muß uns ganz unglaublich vorkommen, die wir seit elf Jahren über dem Gedanken der deutschen Einheit brüten und es noch nicht einmal zu einem einstimmigen Wunsch haben bringen können, zu einem Wunsch, der über den ganz unbestimmten Umriß der Einheit im Allgemeinen hinausginge. Ja ehe wir uns zum positiven Gedanken einer durchführbaren Einheit erheben, haben wir vorher noch einen beschwerlichen und undankbaren Kampf zu bestehen, den Kampf mit den Chimären. Der erste Schritt zur Einheit Deutschlands wird gethan sein, sobald die öffentliche Meinung darüber ins Klare kommt, daß unter allen absurden Einfällen, die je ein politischer Zinngießer ausgeheckt, der Einfall, eine deutsche Centralgewalt zu schaffen, der sich die beiden Staaten Oestreich und Preußen unterordnen sollen, der absurdeste ist. Oder gibt es noch einen absurderen Einfall? Gehört der Einfall, ein deutsches Parlament einzuberufen, dem keine Centralgewalt gegenüber steht, eine Volksvertretung aus verschiedenen Staaten zusammenzusetzen, gehört dieser Einfall noch mehr ins Reich der Chimären? Wir wollen darüber nicht rechten, zufrieden, wenn man zugibt, daß in der ganzen Geschichte von Cyrus bis auf unsere Tage nichts vorgekommen ist, was sich diesen beiden Einfällen ebenbürtig an die Seite stellen könnte.

Es scheint freilich noch nicht viel gewonnen, wenn man sich nur darüber einigt